

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 141.

Montag, 21. Juni

1926.

(15. Fortsetzung.)

Edelsteine.

Kriminalroman von Hans Svan.

(Nachdruck verboten.)

Hier hatte er einen starken Hustenanfall, der ihn zwang, stehen zu bleiben und den schweren Koffer einen Moment abzulegen. . . Er schaute dabei nach dem Hause zurück, aber obwohl das Mondlicht voll sein Angesicht traf und die Entfernung gering schien, vermochte die Seele des Hellsehenden das Antlitz nicht zu erkennen. Es war dem in die Ferne und rückwärts Suchenden nur, als sei ein Grinsen, ein blutiges Hohnlachen da, wo sonst Menschenzüge über lebenden Gliedern leuchten. . . Dann entfernte sich der Schenken nach der Kirche zu und entschwand im Schatten der gewaltigen Mauern.

Der im Fenster Stehende blieb noch immer wie erstarrt. Dann schwang die Glocke droben im Turm, drei Schläge hallten in Nacht und silbernen Mondschein.

Der Kommissar atmete tief. Er drehte sich wie mühsam ins Zimmer hinein und ging schweren Schrittes zur Tür, kehrte abermals um und löschte die Lichter.

Als er die knarrende Stiege hinabging, überlegte er, sollte er Dr. Voss und den Untersuchungsrichter wecken? — Nein, wichtiger war's, das Postamt alarmieren. Sämtlichen Polizeibehörden mußte noch Nachricht gegeben werden! Alles kam jetzt darauf an, den Verbrecher nicht über die Landesgrenze hinauszulassen!

VI.

Thekla de Ruyter hatte in der verwichenen Nacht wenig geschlafen. Obwohl Schwester Adelheid sie bat, sich niederzulegen, und sie dieser Aufforderung auch folgte, konnte sie keine Ruhe finden. Erst gegen Morgen nahm ihre Jugend sich ihr Recht. Das schöne Mädchen fiel in einen tiefen, traumlosen Schlummer.

Erst nach zehn erwachte sie. Mit einem Laut des Erschreckens sprang sie vom Sofa empor, als sie auf ihre goldene Armbanduhr blickte, die sie in all der Hast und Aufregung gestern nicht abgenommen hatte.

Aber Schwester Adelheid, die ihr frisch und mit einem Lächeln entgegentrat, beruhigte sie gleich: die Kranke habe eine vorzügliche Nacht gehabt. Sie fiebere fast nicht mehr und alles deute darauf hin, daß die Wunden gut und schnell heilen würden.

Thekla nahm die Hände der Blonden und dankte ihr von Herzen. Aber die wehrte ab: nur Gott allein habe hier geholfen und könne weiter helfen! . . .

Thekla nidte und lächelte verträumt. Sie glaubte gern an die Hilfe des Allmächtigen, der ihr die liebe Frau wieder heilen würde, deren Verlust so ganz unausdenkbar für sie schien.

Sie hatte gebadet und frühstückt und stand im Boudoir am Fenster, auf den Geheimrat wartend, der heute ein wenig später kam, als sie einen jungen, schlanken Mann im flotten, hellen Straßenanzug über den Marktplatz von der Bahnhofshalle herkommen sah, auf ihr Haus zu.

Sie betrachtete ihn voller Interesse und, wiewohl sie im blendenden Sonnenlicht das Gesicht unter dem weißen braunen Hut nicht recht zu erkennen vermochte, hatte sie doch das Empfinden, als näherte sich da jemand, der ihr gefallen könnte. Ihr Stolz wies diese Empfin-

dung zwar gleich wieder zurück, aber sie fühlte doch, was ihr so leicht passierte, daß sie errötete. Sie war froh, daß die Schwester ihr Gesicht nicht sah.

Dann lächelte sie über sich selbst, drehte sich leise um und ging nach einem flüchtigen Blick in Tante Amaranths Toilettenspiegel ins Krankenzimmer zurück. Aber noch jemand anderes war die elegante Erscheinung des jungen Mannes aufgefallen.

Das war der Direktor des Hotels „Waldfrieden“, der wie sein berühmter Namensvetter Matthias hieß und eben der prosaischen Beschäftigung oblag, beim Fischhändler Schimperle Hechte für den Abendtisch des Hotels einzuhandeln.

Matthias Claudius erkannte in dem eleganten Fremden sofort jenen jungen Mann wieder, der in der vorletzten Nacht bei ihm im Hotel gewohnt und den er selbst für einen „zweifelloßen“ Amerikaner gehalten hatte.

Da warf der Hoteldirektor, der eben den Verdächtigen im Hause der überfallenen Millionärin verschwinden sah, der biden Frau Schimperle, mit der er noch im erbitterten Kampf um einen Überpreis von fünf Pfennig auf das Pfund Hechte begriffen war, das Geld hin und stürzte aus dem wie Fluß und Teich duftenden Laden hinaus auf die Straße, hinüber nach der im Schatten liegenden Seite des Marktes, wo dicht neben dem Küsterhause Herr von Dose wohnte.

Er raste die Stiege hinauf, rannte das antsvorsteherliche Dienstmädchen beinahe über den Haufen und stürzte hinein in das Arbeitszimmer des Gestrangenen, mit dem den Direktor eine gute Skatbrüderschaft verband. Aber als gleich darauf die Gnädigste eintrat (frühere Wieschen Schöller und Tochter des recht wohlhabenden Gemischtwarenhändlers am Markt), da kam Herr Claudius fast gar nicht dazu, die hübsche, runde, ringgeschmückte Hand zu küssen, solch innerliche Unrast zerzauste ihn! Er war atemlos:

„Ich habe den Mörder, gnädige Frau! Ich habe ihn! . . . Wo ist Ihr Gatte?“

Frau Wieschen war sehr erschrocken. Aber sie war doch eine zu kühle, rechnerische Natur und hatte bei ähnlichen, wenn auch nicht so erschütternden Gelegenheiten Zweifel selbst in die Allmacht der Breitenberger Polizei setzen gelernt. . . . Und nun gar dieser Hoteldirektor! . . .

„Wo haben Sie ihn denn, den Mörder?“ meinte sie, weit weniger erregt als ihr Gegenüber.

„Er ist in das de Ruytersche Haus hineingegangen, liebe gnädige Frau! . . . Um Gottes willen! . . . wir dürfen ihn nicht entweichen lassen!“

„Na, wenn er selbst am helllichten Tag dahin geht! . . . Wissen Sie, Herr Direktor, das tun doch die Mörder sonst nicht!“

Aber Herr Claudius schlug jeden Einwand nieder, erzählte von jener Nacht, wo jener Fremde so spät und ungewöhnlich noch eine Hummermayonnaise mit Sekt bei ihm verzehrt hatte.

„Das nützt alles nichts“, sagte sie, „mein Mann ist

nach Bornstedt zur Grenzverengung . . . Sie wissen doch, der große Prozeß, den die Bornstedter Bauern. . .

Matthias Claudius wußte, wollte aber nichts von den Bornstedter Bauern und ihren Prozessen jezt hören. Seine Seele wandelte auf den Nachspaden. Er sah sich schon im „Breitenberger Anzeiger“ als Helden und fettgedruckten Mörderfänger.

„Dann muß der alte Mahnte oder Gendarm Tappert ihn so verhaften!“ sagte er entschlossen.

„Das werden die beiden auch nicht tun! Die machen nichts ohne meinen Mann!“

„Aber meine Allernädigste! Etwas muß doch geschehen, und zwar gleich! Ehe er uns wieder entwischt!“

„Na, aber lieber Herr Direktor, ich kann ihn doch auch nicht verhaften!“

Matthias Claudius empfahl sich, höflich wie stets, aber etwas erkaltet dieser Dame gegenüber, deren Interesse am öffentlichen Wohl ihm nicht groß schien. Er eilte zum Amtsdieners Mahnte und erfuhr von diesem, daß Wachtmeister Tappert in Begleitung des Herrn Amtsvorstehers über Land sei, und daß er selbst für eine Million niemand verhaften würde ohne Befehl!

„Denn, ja denn, mein lieber Herr, denn jerne! Davor sind wir ja die Obrigkeit! Wir verhaften jeden, der uns ganz egal! Bloß nich ohne Bahastsbefehl!“

Jezt erinnerte sich der Direktor an Professor Wildner, der ja der Angelegenheit und auch zu den Herren vom Gericht in naher Beziehung stand, und beschloß, den aufzusuchen. Der aber war auch nicht mehr daheim: ein eiliger Fall hatte ihn per Auto fortgerufen.

So blieb dem Hoteldirektor keine Wahl! Er hätte die Herren vom Gericht aufsuchen müssen, und das hätte er getan, längst getan! Aber diese Herrschaften hatten unerfindlicher Weise im Hotel „Goldfasan“ (allein schon der Name! . . .) Wohnung genommen. Und keine irgendwie geartete Veranlassung konnte es geben, die den Direktor vom „Waldfrieden“ in die Tür des „Goldfasan“ hineingebracht hätte! Auch Verpflichtungen gegen Staat und Allgemeinheit finden da eine Grenze, wo das eigenste Lebensinteresse in Frage kommt und wo Selbstachtung und tiefinnerliche Abscheu eine unübersteigliche Mauer bilden!

Ja, es blieb Herrn Matthias Claudius mithin nichts weiter übrig, als sich selbst vor dem de Ruyterschen Hause — mochte auch heute im „Waldfrieden“ nicht so ganz pünktlich das Gong zum Diner ertönen! — als Polizeiposten aufzustellen, den Wiederaustritt des Verbrechers zu erwarten und ihm dann zu folgen, solange die Füße, an denen leider die Hühneraugen wie immer bei heißem Wetter dem Direktor Pein machten, ihn tragen wollten. . . Einmal mußte ja doch jemand kommen, der ihm helfen würde, diesen Schreden Breitenbergs dingfest zu machen. . .

Der, auf den Herr Claudius in der ziemlich heiß brennenden Sonne fast fiebernd wartete, saß inzwischen in dem schönen kühlen Salon im Parterre des Hauses Thella de Ruyter gegenüber, die heute ein dunkles Kleid trug und wie das Bild eines alten Meisters wirkte.

Das mußte, der ihr gegenüber saß, um so mehr empfinden, als er selbst Künstler, Maler, und sein feingebildeter Geschmack doppelt empfänglich war für schöne Menschenbilder.

Aber vielleicht kam nicht nur sein guter Geschmack hier in Frage. Mehr als einmal schon hatte Thella, wenn diese strahlend blauen Augen ihren dunklen Sternen begegnete, mit raschem Farbenwechsel vor sich niedergesehen.

Er umging sie förmlich mit seinem Blick und sagte einmal:

„Wie konnte ich nur solange von euch fortbleiben!“

„Du wußtest ja so gut wie nichts von uns! . . . und von mir gar nicht!“ lachte Thella.

„Ja“, sagte er, „wahrhaftig! Ich wollte auch nicht. Wenn ich nicht durch einen Zufall erfahren hätte, daß dieser elende Mensch hier meinen Namen mißbraucht.“

Das schöne Mädchen betrachtete ihn aufmerksam.

„Du glaubst doch nicht an eine zweite Mystifikation?“ lächelte er. — Sie schüttelte den stolzen Kopf.

„Wie könnte ich denn! . . . Wenn man dich ansieht,

das ist bemahe, als stehen die Toten wieder auf. . . Sieh doch bloß!“

Sie ging rasch zur Fensterwand, wo in verschnörkelten goldenen Rahmen alte Familienphotographien hingen, und kam mit einem Bilde wieder, das sie ihm hinreichte. Er nahm es ein bißchen ungeschickt, ihre Hände berührten sich und von neuem errötend, mußte sie lachen, während er sie bewundernd ansah, um dann erst auf das Porträt zu blicken.

„Das ist mein Vater!“ sagte er.

„Nein, das bist du!“ Sie lachte wieder.

„Ja, die Ähnlichkeit ist frappant! Wenn man sich auch so genau selber nicht kennt. . . ein Maler übrigens mehr, weil ja jeder von uns mal an sein Selbstbildnis herangeht, schon des Experimentes wegen. . . aber du hast recht, das legitimiert mich besser als die Papiere!“

Und er sah sie wieder an und versank so in ihren Anblick, daß Thella ihn bat, auch mal nach rechts und links zu gucken.

Da sagte er ganz einfach und ehrlich:

„Du bist so schön, daß man dich immer ansehen muß!“

. . . Ich möchte dich malen!“

Glühend rot, doch ohne Verlegenheit erwiderte sie: „Das kannst du ja! . . . Du bleibst doch nun bei uns!“

„Ja“, sagte er aus tiefstem Herzen, „ja, ich geh‘ nicht wieder fort!“

Und da mußte sie abermals lachen, wußte nicht warum und fragte schnell:

„Ist denn Onkel Jan Stark schon lange tot?“

„Wie Vater starb, war ich vierzehn Jahre, jezt bin ich sechszwanzig.“

„Und deine Mutter?“

„Auf die kann ich mich kaum besinnen! . . . Sie lebten ja nicht lange zusammen. . . Vater, der doch so ein goldstarkes Herz hatte, konnte es bei seiner Frau lange aushalten. Es war sonderbar. Gut wie selten einer, aber von einem Freiheitsgefühl, das ihm jede, aber auch jede Abhängigkeit unerträglich machte!“

„Und bist du auch so?“ fragte sie ernst.

„Ich . . . nein, ich glaube nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Abend.

Nun nimmt er von der Wand den schweren Schatten, Um ihn als Mantel gleichsam umzubängen. Er fühlt in seiner Brust ein rasches Drängen Und bringt des Tages Spiele zum Ermatten.

Dann tritt er aus des Waldes tiefem Schweigen Und läßt ins Land die dunkeln Blicke schweifen. Er lächelt über letzte Sonnenstreifen Und wird sich ihnen bald als Meister zeigen.

Und langsam dann beginnt er auszuschreiten, Um jedes Tal mit seinem Hauch zu füllen, — Den Schattenmantel läßt er raslos schwingen; Und auch der Wind muß fußnah ihn begleiten, Damit ihn Farbenspiele ganz umhüllen, — Die feierlich verweh'n wie leises Singen.

Frans Cingia.

Ein Patrouillenritt in Afrika.

Das Krokodil als Sunderäuber. — Der ver-räterische Führer. — Durstqualen.

Tagebuchaufzeichnungen von D. Feußner.

Im äußersten Norden grenzt Deutsch-Südwestafrika an portugiesisches Gebiet. An dem Grenzgebiet gibt es viel Großwild; u. a. ist der Elefant hier noch so zahlreich vertreten, daß seinetwegen die Portugiesen sich grober Grenzverletzungen in jagdlicher Beziehung zuschulden kommen ließen. Um dieser Elfenbeinbegierde unserer Nachbarn ein Paroli zu bieten, schickte die deutsche Regierung einmal im Jahre (wenig genug) eine Patrouille an die portugiesische Grenze, um hier nach dem Rechten zu sehen. Diese Patrouille wurde von der Besatzung der nördlichsten Militärstation „Zschfontain“, zu der auch ich damals gehörte, genommen.

So ritten wir denn eines Morgens unter Führung unseres Stationschefs, des Herrn Oberleutnant Frhrn. v. Schönaich-Wehr, sieben Mann stark, dem Norden zu. Nach sechstägigem recht scharfem Marsche erreichten wir ohne be-

sonderen Zwischenfall die Grenze und überraschten auch gleich zwei portugiesische Elefantjäger bei Ausübung ihres sauberen Handwerks. Als die Büschchen uns bemerkten, wollten sie zwar sofort Fessengeld geben, wurden aber durch unsere angeschlagenen Gewehre an die Stelle gebannt, verhaftet und auf der nächsten portugiesischen Militärstation abgeliefert. Als die beiden Offiziere einig geworden waren, was wegen der Sprachschwierigkeiten nicht gerade schnell von staten ging, machten die fremden Marsjünger in liebenswürdigster Weise den Wirt und versorgten uns reichlich mit Speise und Trank. Nachdem wir uns genügend erholt hatten, brachen wir nach Austausch der üblichen Formalitäten wieder auf, um den Heimtritt anzutreten, doch nicht auf dem zurückgelegten, sondern einem anderen Weg, der im großen Bogen nach Zekfontain führt. Gegen Mittag kamen wir an den Kuneneßuk. Dieser hat auch in der trodenen Jahreszeit reichlich Wasser, was von vielen Flüssen in Deutsch-Südwestafrika nicht gesagt werden kann. An einer schattigen Stelle schlugen wir unser Lager auf, sattelten die Pferde ab und ließen sie unter Aufsicht zweier Hottentotten frei umherlaufen, um sich Grünfutter zu suchen. Nachdem wir gegessen hatten, legten wir uns hin und verließen die heißesten Stunden des Tages. Nach Beendigung der Siesta wurden die Pferde wieder eingefangen und nach dem Flusse zur Tränke geführt. Gierig sahen die Tiere das langentbehrte köstliche Naß ein. Unmittelbar neben meinem Pferde trank der Hund unseres Führers. In Gedanken versunken, sah ich ihm zu. Da wurde mit einem Mal das klare Spiegelbild des Flusses durch einen schwarzen Schatten getrübt; laut schnaubend warfen die Pferde auf und drängten nach rückwärts. In demselben Augenblick stieß der Hund ein klägliches Gewinsel aus und ich konnte gerade noch sehen, wie das Wasser sich vor mir teilte, der Riesenrachen eines Alligators sichtbar wurde, den Hund packte und in die Tiefe zog. Er ward nicht mehr gesehen. Nun wurde es im Wasser aber erst lebendig. Überall tauchten Krokodile auf und schnappten gierig in die Luft. Unser Schrecken ob dieser gefährlichen Nachbarschaft war nicht gering, der der Pferde vielleicht noch größer; denn sie waren trotz ihres Durstes nicht mehr an das Ufer heranzubringen. Eiligst ließen wir zurück und holten unsere Gewehre. Aber merkwürdig, als ob die Bestien gewußt hätten, daß auch ihr Panzer nicht gegen ein Stahlmantelgeschloß schützt, es ließ sich keine mehr an der Oberfläche bilden.

Das Gelände, das wir nun durchritten, war uns allen unbekannt. Nur einer unserer Hottentotten, den wir als Wegführer mitgenommen hatten, wußte genau Bescheid und versprach auch, uns bis zum Abend an eine gute Wasserstelle zu bringen. Abnungslos folgten wir ihm. Es wurde Abend und unser Durst stieg, doch eine Wasserstelle kam nicht in Sicht. Dieser unangenehme Umstand war für uns zwar nicht schlimm, denn wir hatten noch einen kleinen Wasservorrat in den Feldflaschen, wohl aber für die armen Pferde, die sich schon der Krokodile wegen am Mittag nicht sattgetrunken hatten und nun immer noch kein Wasser bekamen. Am anderen Morgen mit Tagesanbruch brachen wir wieder auf. Der Schwarze versicherte auf das Bestimmteste, uns, noch ehe es Mittag geworden sei, an eine Wasserstelle zu führen. Aber auch der Mittag kam, ohne daß der Hottentotte sein Versprechen hätte einlösen können oder wollen. Wir machten eine zweifelhafte Rast und ritten dann, von grenzenlosem Durst gepeinigt, weiter. Kein Wölkchen deckte den Himmel, kein Lüftchen spendete Kühlung, kein Laut belebte die Wildnis. Sengend stand die Sonne über unseren Häuptern und briet unbarmherzig den letzten Rest von Feuchtigkeit aus uns heraus. Von Minute zu Minute stieg das Durstgefühl, sank unser Mut, unsere Hoffnung, unser Vertrauen. Keiner sprach ein Wort, teilnahmslos irrten die stieren Blicke umher: „Wasser! Wasser!“, war die stumme, die einzige Forderung. Die Pferde hielten sich brav; auf den Hälften stand weicher, mit Wüstenstaub gemischter Schaum, die Flanken flogen, die Gehöre verrieten Teilnahmslosigkeit, der Schritt Unsicherheit. Müde schlepten sie uns dem Abend entgegen, welcher Erquickung bringen mußte, denn weiter konnte es nicht so gehen; die physischen Kräfte waren verbraucht.

Die Schatten wurden länger und länger, die Sonne stand schon tief am Himmel, der Abend war da und immer noch kein Wasser. Ein neues Lager wurde bezogen; zum brennendsten Durstgefühl gesellte sich der Mißmut als gefährlichster Feind aller Subordination. „Wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher Feldherr uns führt!“, hatten die halbverschmachteten Truppen des Großen Alexander gerufen, als dieser das für ihn bestimmte Wasser in den Sand aß, um seinen Soldaten zu zeigen, daß sie ihn an Enthaltbarkeit nicht überträfen. Wenn man in einem herabgebrannten Feuer wühlt, so schlagen wohl manchmal neue, muntere Flammen aus der Asche empor, um aber sofort wieder zurückzusinken. So geht es letzten

Endes mit der Treue des Treuesten und dem Gehorsam des Gehorsamsten. Diese Tugenden verlöschen allmählich mit dem Schwinden der physischen Kräfte.

Dem schwarzen Führer muß bei unserem Anblick angst und bange geworden sein, denn er schwur bei allen seinen Göttern, daß wir auf dem rechten Wege und gar nicht mehr weit von einer Wasserstelle seien und er die Entfernung nur unterschätzt habe. Doch würdigte ihn der Oberleutnant keines Wortes, wohl aber eines Blickes, in dem der zweifelte Entschlossenheit lag.

Am anderen Morgen, nachdem die Pferde gesattelt worden waren, ließ der Offizier den Hottentotten rufen, zog seinen Revolver und hielt ihn dem Verräter vor die Stirn mit den Worten: „Wenn wir von jetzt ab in zwei Stunden nicht an einer Wasserstelle sind, bekommst du eine dieser Kugeln in deinen verräterischen Schädel; denn du weißt genau, wo das nächste Wasser ist, willst uns aber so lange in der Irre umherführen, bis wir dem Verschmächten nahe sind und uns dann mit Hilfe einiger deiner Genossen beseitigen.“ Einige Jahre früher war wirklich eine Patrouille um ein Haar verschmachtet. Der führende Offizier hatte den Angaben des wegefundigen Schwarzen immer Glauben geschenkt, bis die Soldaten fast nicht mehr weiter konnten. Nun stellte sich's heraus, daß der Neger ein Verräter gewesen war, denn er hatte das Lager unbemerkt verlassen und mit noch einigen Kumpanen aus angemessener Entfernung das Tun und Treiben der verschmachtenden Weichen beobachtet, um im gegebenen Moment über sie herzufallen. Zum Glück hatten die Soldaten in der höchsten Not mit Hilfe des Instinkts ihrer Pferde etwas Wasser gefunden, das sie vor dem nahen Tode rettete.

Als der Hottentott merkte, daß unser Oberleutnant seine verräterische Absicht durchschaut hatte, gestand er ohne weiteres, daß es so sei, daß er uns absichtlich irreführt habe. Aberhalb Stunden später lagerten wir an einer reichen Wasserstelle. Sie war uns ein Übergang aus der Hölle ins Paradies.

Zwei volle Tage hatten wir nötig, um wieder genügend Kräfte zum Weiterritt zu sammeln. Der Verräter wurde von da ab als Gefangener behandelt. Nach sechstägigem Marsche kamen wir ohne weitere bemerkenswerte Zwischenfälle in Zekfontain an. Von hier aus brachten wir den Hottentotten nach Windbuk und übergaben ihn mit der entsprechenden Anzeige dem Truppenkommando. Was später mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat man ihn aufgehängt; denn dies ist die gewöhnlichste Strafe für derlei Verbrechen.

Straßenbekanntschaft.

Von Elfe Kabe.

Ein etwa vierjähriger Knabe steht allein an der Bordschwelle, um die Straße zu überschreiten. Wagen, Autos, Radfahrer schwirren nach beiden Richtungen, von den ruhigen Blicken des Kleinen aufmerksam verfolgt.

Er ist warm angezogen, aber ungewaschen, mit so viel Staub und undefinierbaren Reliquien an dem zerdrückten Mantel, an den anscheinend noch nie gepushten Schuhen, daß er an einen genialen Haderlump erinnert.

Er wartet vielleicht schon seit einer halben Stunde. Es macht mir Spaß, ihn heimlich zu beobachten. Wird er im geeigneten Augenblick gehet hinüberlaufen, wie Kinder und Provinzialer es gewöhnlich tun? Oder schreitet er wie ein gewiegter Großstädter gemächlich durch die offene Passage?

Die Hände fest in die Manteltaschen gehohlet, hebt er einen Fuß. Er scheint Anlauf zu nehmen. Die Straße ist leer. Aber in weiter Ferne erscheint ein Auto — er zieht den Fuß schnell wieder zurück und wartet geduldig weiter.

Ich beginne zu frieren und beschließe, ihm endlich zu helfen. Alle Scheu vor Schmutz überwindend, frage ich überflüssigerweise: „Willst du hinüber?“

„Ja“, sagte er, und streckt mir sofort, noch ehe ich irgendwelche Anstalten mache, so vertrauensselig und selbstverständlich sein gottvoll schmuckes Händchen entgegen, daß ich geschlagen zugreife und die Wanderung gleich beginne.

Aber ich wähle einen ungünstigen Augenblick. In der Mitte der Straße muß ich halten, denn von der anderen Richtung läuft es gefahrdrohend in langer Kette heran.

Die gewohnte Sicherheit verläßt mich sekundenlang: ich beginne plötzlich, die Großstadtstraße mit Kinderaugen zu sehen. Großer Gott, welche Hölle! Im Rücken eine Horde von unsichtbaren Bestien, vor uns fauchend, irritierend eine Flut von Rädern.

Ich blide ängstlich zu meinem Begleiter herunter. Wir stehen mitten in allen Gefahren. Wird er das Vertrauen verlieren und sich gewaltig losreißen? Aber hingegeben, in blinder Zuversicht, ohne sich umzusehen, steht er da

dankevoll an meiner Seite. Er sieht nichts, er hört nichts, er weiß nur: ich werde geführt.

Und es ergreift mich tief, daß dieses kleine Geschöpf, das ein langes und bewegtes Menschenleben in sich schließt, sich mir so bedingungslos ausliefert. Durch eine Unvorsichtigkeit könnte ich ein Schicksal, ein menschliches Dasein von vielleicht sechzig Jahren und mehr sofort abbrechen, vernichten.

Ich stehe Sekundenlang mitten in der umbrandeten Straße und fühle die warme Hand eines Lebewesens, dessen Zukunft und Ende ich blickartig vor Augen sehe.

Die Straße wird frei, wir gehen hinüber, und ich versuche, einen kleinen Einblick in das Dasein meines fremden Schütlings zu bekommen.

„Wohin gehst du denn jetzt?“

„Nach der Grobenstraße. — Wo ich zu Hause bin“, fügte er erklärend hinzu.

„Aber woher kommst du denn so früh am Morgen?“ frage ich erstaunt zurück, denn es ist erst acht Uhr.

„Na, von mein Vater sein Stall — von mein Vater seine Pferde“, sagte er kurzatmig, wie schüchterne Kinder, wenn sie mit Fremden sprechen.

Aber sein Gesicht leuchtet vor Stolz und Lust. Sicherlich gehören seinem Vater weder der Stall noch die Pferde. Aber für ihn ist der Vater der Besitzer. Und mein kleiner Begleiter in seinem hemmungslosen Schmutz darf ungehindert in jeden Winkel „seiner“ Ställe. Auf „seiner“ Pferde. Ja, er darf sich sogar neben die in edler Ruhe liegenden Tiere setzen, in den nicht beachteten Pferdemist, und darf die Mähne streicheln, das Gesicht an den glatten warmen Leib legen, darf den großen, klugen Tieraugen so nahe sein wie kaum ein anderes Kind.

Und wir Erwachsenen — mit unserem Sauberkeitsbedürfnis, mit unseren empfindlichen Nasen — gestehen wir es uns heute nur offen ein: haben wir als Kinder das nicht auch gewollt? Haben wir das Dämmerlicht der Ställe, den warmen Dunst, den Tiergeruch nicht himmlisch gefunden? Aber die sauberen Kleider mußten gebleicht werden; ängstlich zog die Erzieherin uns schon an der Schwelle wieder zurück.

Glücklicher kleiner Kerl! Da wächst du nun auf in deiner Großstadtfreiheit, wirst vielleicht einmal ein Künstler wie dein Vater, knallst mit der Peitsche.

Nun aber gibst du mir deine warme Hand und verabschiedest dich von mir wie von einem Freunde.

Wo werde ich im Leben wohl noch einmal eine so bedingungslose Freundschaft finden?

Welt u. Wissen

Ein Wunderwerk vorgeschichtlicher Ingenieurkunst. Der englische Reisende Mitchell Hedges, der jetzt die von ihm entdeckte Ruinenstadt der Mayakultur zu Yubaantan in Britisch-Honduras ausgräbt und fortlaufend darüber in englischen Blättern berichtet, macht von einer Entdeckung Mitteilung, die er die erstaunlichste unter den vielen überraschenden Funden an dieser Stätte nennt. Er hat mit einigen indischen Führern einen Berg erklimmt, der sich steil von der Flussseite zu einer Höhe von 1500 Fuß erhebt. Als sie ein Viertel des Berges zurückgelegt hatten, standen sie auf einer künstlich ausgehauenen Terrasse, der sich 8 andere bis zum Gipfel des Berges hinauf angeschlossen. Auf der Höhe stand ein Bauwerk, das einst einen Tempel darstellte. Viele der dabei verwendeten Steine sind von sehr großem Gewicht. Andere gewaltige Ruinen schlossen sich an, die im ganzen ein Gebiet von mehreren Quadratkilometern bedecken. Der Archäologe der Expedition Zoyoe, ist der Ansicht, daß diese Terrassen angelegt wurden, um jeden Fuß Boden zum Anbau auszunutzen, weil die Bevölkerung so dicht war, daß man nur schwer Nahrung für sie gewinnen konnte. Ähnliche Erscheinungen sind in der vorgeschichtlichen Kultur von Peru beobachtet worden. Am folgenden Tage wurde ein anderer steiler Berg auf der anderen Seite des Flusses bestiegen, der dem ersten gegenüberliegt und dessen Spitze künstlich in ein Plateau verwandelt ist. Auch hier hat das merkwürdige Volk, das in vorgeschichtlicher Zeit diese Gegend bewohnte, eine erstaunliche Ingenieurleistung vollbracht. Es wurde eine Terrasse aus riesigen Steinen aufgerichtet, von denen viele 20 Tonnen wiegen. Wie es möglich war, diese ungeheuren Steine 1000 Fuß und mehr die steile Bergwand hinaufzuschaffen, die an vielen Stellen ganz senkrecht ist, übersteigt unsere Vorstellungen und beweist, daß die Ingenieurtechnik damals bereits auf einer bedeutenden Höhe war. „An der Seite dieses Berges ist ein kleines Plateau, auf dem eine Mayafamilie lebt“, schreibt Mitchell-Hedges. „Es war traurig

zu sehen, in welchem Zustand des Verfalls die Nachkommen des Volkes sich befinden, das hier Städte und Tempel baute. Eines der halbnackten Kinder war idiotisch, ein anderes während des Tages fast völlig blind; nur in der Nacht kann es sehen.“ Zoyoe hält die hier entdeckte Mayakultur für einen bisher unbekannten Zweig der allgemeinen Mayakultur, der vieles mit der alten Kultur von Peru gemeinsam hat.

Amulette aus aller Welt. Der uralte Glaube an die glückbringende und Unglück fernhaltende Macht von Amuletten besteht auch noch heute. Das zeigen die Talismane, die man vielfach an modernen Kraftwagen findet, und die vielen Schmuckstücke, mit denen sich ein Aberglaube verbindet. Die Ikar-Obersteiner Industrie leitete ihre wirtschaftliche Blüte vor dem Kriege von den Achatamuletten ab, die sie ausführte. Unübersehbar groß sind die Arten und Formen von Amuletten, die seit der Urzeit getragen wurden, und es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus aller Welt, den Dr. Paul Debo in einem Aufsatz der Leipziger „Illustrierten Zeitung“, zusammenfaßt. Sehr früh hat man auffallende Naturbildungen als Amulette verwendet, so die Adlersteine, runde, hohle Gehäuse aus Tonsifenstein, denen zuweilen lose Teilchen im Innern ihnen den Namen „Klappersteine“ eintrugen, dann Steine mit natürlichen Löchern, Kristalle, vor allem den Bergkristall, der im Mittelalter in Gold und Silber gefaßt wurde, endlich die Edelsteine und Halbedelsteine, die von altersher im Ruf zauberischer Kräfte standen. Besondere Wirkung schrieb man den feinsten Massen zu, die sich im Innern von Tieren finden. So sollten die Gemmensteine ein unfehlbares Mittel gegen Vergiftung darstellen. Großer Beliebtheit erfreute sich die Wurzel des Allermannsharnisch. Amulette tierischer Herkunft, die Füße von Schildkröten, Krokodil- und Tigerzähne, Tigerklauen usw., die kunstvoll in Schmuck verarbeitet werden, sind in Indien sehr verbreitet. Teile des menschlichen Körpers, getrocknet und geräuchert, werden in Neuguinea als Anhänger getragen. Größte Nachfrage herrschte stets nach Dingen, die zu Sinnerichteten in Beziehung standen, besonders nach dem Strich der Gehängten. Das Kunstgewerbe hat in der Ausgestaltung der Amulette Vortreffliches geleistet, so besonders die orientalischen Steinschneider. Die alten Ägypter stellten mit Vorliebe heilige Tiere dar, die Griechen trugen hohle, eiserne, sogenannte Iamothrafische Ringe. Die Bulla, eine runde Amulettkapsel aus Leder oder Metall, die bei den Etruskern zur Königskrone gehörte, wurde bei den Römern das Zeichen der freien Geburt. Eines der berühmtesten Amulette war der Brustschild des jüdischen Hohenpriesters mit 12 in vier Reihen gefaßten Edelsteinen, von denen jeder einem der zwölf Stämme zugeeignet war. Bei den Römern tritt bereits die Handform als Amulett auf, und diese hat dann stets als besonders wirksamer Talisman aegolten. Amulettkästchen und Amulettkapseln enthalten Zettel mit Zauberformeln. In Westafrika tragen die Mädchen silberbeschlagene Hörner mit Fettschmelze über der linken Hüfte. Solche Hörner aus Koralle oder anderem Material sind in Staffen am meisten als Amulette verbreitet. Auch abstrakte Formen können zauberhafte Kräfte haben, wie z. B. das Pentagramm, Hufeisen und Halbmond.

Scherz und Spott

Überflüssig. In einem nordböhmischen Dorfe verlangt der Lehrer vom Ortschulrat die Anschaffung einer neuen Wandkarte von Europa. Der Herr Ortschulrat, ein hiederer Gevatter Schneidermeister, lehnt mit den Worten ab: „Wozu brauch'n wir ene Kort' von Eiroba — mir wor'n nich' dorie, un' unsere Kinner wer'n wull aa nich' hinkomme.“

(Bl. Bl.)

Der Haken. „Ich weiß nicht, lieber Miller, warum Sie sich noch immer als Junggeselle herumtreiben. Bei Ihrem Verdienst können Sie doch eine Frau ernähren!“ — „Ja, ernähren könnte ich schon eine Frau, aber fleiden, fleiden!“

In der Musikstunde. Der Professor ist in der Musikgeschichte bei Wagner angelangt und fragt: „Nun, Fräulein Berta, was verstehen Sie unter Zukunftsmusik?“ Diese erwidert errötend: „Liebes- und Wiegenlieder.“

Liebesbrief. „Geliebter Heinz! ... Habe heute vergebens an der bewußten Ecke gewartet. Hoffentlich bist Du nur traulich gewesen! Komme morgen bestimmt! Deine Lissi.“

Eine merkwürdige Geschichte. Der unglückliche junge Mann hatte das Mißgeschick, in die Armee einzutreten. Er ist der einzige Sohn einer Witwe, die kinderlos starb, und hat seinen betagten Vater und unmündige Geschwister zu ernähren, deren einzige Stütze er ist.

(Aus einer kalifornischen Zeitung.)